

Kirche als Institution gibt es nie um ihrer selbst willen, auch wenn sie das nicht selten vergessen hat.

Edward Schillebeeckx

Protestantische Verunsicherungen

„Der Protestantismus kämpft in der gegenwärtigen Weltlage von allen abendländischen Religionen und Kirchen augenblicklich den schwersten Kampf.“ Mit dieser Feststellung beginnt ein kleiner Aufsatz von *Paul Tillich* aus dem Jahr 1937 mit dem Titel „Ende der protestantischen Ära?“. Tillichs entscheidendes Argument: Der Protestantismus stehe in einem vollkommenen Widerspruch zur „Desintegration der Massen“ und zum Kollektivismus, wie sie für den Spätkapitalismus kennzeichnend seien. Als intellektualisierte, vom kritisch-prophetischen Protest geprägte Religion sei er unfähig, Massen zu integrieren. Tillich verweist demgegenüber auf Faschismus und Kommunismus, denen wenigstens vorläufig in großem Maßstab eine Reintegration der Massen gelungen.

Ein halbes Jahrhundert nach Tillichs Diagnose der protestantischen Schwierigkeiten angesichts der Herausforderungen des Massenzeitalters hat sich die Lage zwar in einem wichtigen Punkt grundlegend geändert: Als integrierende, frühere religiöse Bindungen ersetzende Heilslehren haben rechte wie linke Großideologien zumindest in Europa längst abgedankt, auch wenn der Marxismus-Leninismus in den Ländern des „real existierenden Sozialismus“ nach wie vor herrschende Doktrin ist. Der Trend zur ideologischen Formierung der heimatlosen Massen, den Tillich in den dreißiger Jahren beobachten konnte, hat sich nicht fortgesetzt, sondern einem neuen Schub der Individualisierung und Pluralisierung Platz gemacht. Geblieben sind allerdings die *protestantischen Identitäts- und Profilierungsprobleme*, die Tillich seinerzeit vom Ende der protestantischen Ära sprechen ließen.

Mit der Profilierung tut man sich schwer

Der *deutsche Protestantismus* bietet derzeit dafür ausreichend Anschauungsmaterial, und zwar in mehrfacher Hinsicht. So war etwa anlässlich des Lutherjubiläums 1983 zwar ungeheuer viel über den Reformator, sein Werk und seine Wirkungen zu hören und zu lesen. Mit einer klaren und aussagekräftigen reformatorischen Po-

sitionsbestimmung im Blick auf die gesellschaftliche und kirchliche Gegenwart tat man sich im deutschen Protestantismus dagegen ausgesprochen schwer. Dem Beobachter drängte sich jedenfalls nicht der Eindruck auf, hier feiere eine ihrer Sache sichere, selbstbewußte und vitale Kirche ihre Vergangenheit; das Lutherjubiläum bot eher Belege dafür, wie fremd vielen Protestanten ihre Tradition inzwischen geworden ist bzw. wieviel Mühe es den evangelischen Kirchen bereitet, aus dieser Tradition neue Funken zu schlagen.

Zu den Unsicherheiten im Umgang mit der Geschichte kommen teilweise problematische Gewichtungen in Verständnis und Praxis des *kirchlichen Auftrags in der Gesellschaft*. Das starke Engagement vieler Protestanten, nicht zuletzt auch vieler Pfarrer, in der bundesdeutschen Friedensbewegung während der Auseinandersetzungen um die Nachrüstung hinterließ manchmal den Eindruck, ein Mangel an religiös-geistlicher Substanz und öffentlicher Ausstrahlungskraft aus dieser Substanz heraus werde durch massive Parteinahme in einer politischen Sachfrage zu kompensieren bzw. zu kaschieren versucht, die aus dem Glauben heraus nicht eindeutig zu entscheiden ist. Sicher sollte man die Klagen evangelischer Christen, ihr Pfarrer predige fast nur über Umwelt und Frieden, anstatt das Wort Gottes auszulegen, nicht vorschnell verallgemeinern, zumal hinter solchen Vorwürfen auch ein verengtes Verständnis der kirchlichen Verkündigung stecken kann. Als Symptome sind sie aber nicht zu übersehen.

Die genannten Identitätsprobleme werden noch verschärft durch die weiter fortschreitende quantitative *Auszebrung* der evangelischen Kirche in der Bundesrepublik, die sich besonders massiv in den Großstädten bemerkbar macht (in Hamburg gehört inzwischen nur noch knapp die Hälfte der Bevölkerung der evangelischen Landeskirche an). Spätestens seit den Prognosen der Planungsgruppe im EKD-Kirchenamt über die Strukturbedingungen der Kirche auf längere Sicht, wonach der Anteil der Protestanten an der Bevölkerung der Bundesrepublik bis zum Jahr 2030 auf 33 bis 38 Prozent zurückgehen wird,

ist der „Abwärtstrend“ im Protestantismus in vieler Munde, wird viel über Reaktionen auf diesen Trend nachgedacht und diskutiert. Es geht dabei um die Frage, inwieweit sich die evangelische Kirche auch weiterhin als „Volkskirche“ verstehen kann und soll, welche Leitbilder von christlicher Existenz und von Gemeinde in Zukunft maßgeblich sein sollen.

Der Protestantismus (natürlich nicht nur, aber gerade auch in der Bundesrepublik) ist auch durch die Entwicklung der ökumenischen Bewegung bzw. durch die *Veränderungen in der katholischen Kirche und Theologie* in den letzten Jahrzehnten in eine teilweise unbequeme Lage geraten. So sind etliche protestantische Gravamina gegenüber dem Katholizismus zwar nicht einfach gegenstandslos geworden, haben aber an Plausibilität und Gewicht verloren: Der Primat der Schrift gegenüber aller kirchlichen Lehre wird katholischerseits inzwischen deutlicher anerkannt, der Gottesdienst ist im Zuge der Liturgiereform durchsichtiger geworden, die Frömmigkeit ist stärker auf das Zentrum des christlichen Glaubens hin orientiert. Damit wird protestantische Profilierung schwieriger, nachdem über lange Zeit hinweg gerade antikatholische Abwehrhaltungen (und auch manche Klischees) zu Ausbildung und Stärkung protestantischer Identität nicht unwesentlich beitrugen.

Der Protestantismus: Opfer der „Postmoderne“?

Ein Teil der protestantischen Verunsicherung hierzu-land geht sicher auf das Konto der *besonderen konfessionellen Konstellation in Deutschland* und der Veränderungen dieser Konstellation seit dem Zweiten Weltkrieg. Es ist kein Zufall, daß die Studie über „Strukturbedingungen der Kirche auf längere Sicht“ darauf hinweist, durch den zu erwartenden stärkeren Rückgang der Mitgliederzahlen in der evangelischen Kirche werde deren relatives gesellschaftliches Gewicht ab-, das der „Konfession der Konfessionslosen“ und der katholischen Kirche mit ihrer geringeren Austrittsrate und ihrer höheren Geburtenquote dagegen zunehmen. Daß die Bundesrepublik im Unterschied zum Deutschen Reich ein zahlenmäßig ziemlich ausgeglichenes Verhältnis von Katholiken und Protestanten aufwies, machte manchem an die alte zahlenmäßige Dominanz und kulturell-gesellschaftliche Superiorität gewohnten Protestanten von Anfang an zu schaffen. Die prognostizierte weitere Verschiebung der konfessionellen Zusammensetzung der bundesdeutschen Bevölkerung zuungunsten der Protestanten ist dazu angetan, eingestandene oder uneingestandene Ängste zu wecken bzw. zu verstärken. Die Vorstellung, „im Land Martin Luthers“ deutlich in die Minderheit zu geraten, ist für den deutschen Protestantismus offensichtlich nicht leicht zu verkraften.

Die eigentlichen Probleme liegen allerdings tiefer. Es spricht vieles für die These, daß der Protestantismus deshalb besonders massiv unter den Krisen und Verwerfun-

gen der Moderne zu leiden hatte und noch hat, weil er sich zu beträchtlichen Teilen seit der Aufklärung positiv auf die moderne Welt, ihre geistigen Grundströmungen, Institutionen und Errungenschaften eingelassen und diese in vieler Hinsicht mitgeprägt hat. Für Hegel war die Reformation bekanntlich der entscheidende Durchbruch der neuzeitlichen Subjektivität, und in seiner Nachfolge ist der Protestantismus vielfach als die „neuzeitliche“ Gestalt des Christentums verstanden worden, als Persönlichkeits- und Gewissensreligion, die den magisch-mittelalterlichen Katholizismus mit seiner verobjektivierenden Frömmigkeit und seiner Unterwerfung unter die hierarchische Autorität überwindet. Zum protestantischen Selbstverständnis gehörte (in dessen liberalkulturprotestantischer Spielart) deshalb das Bewußtsein, an der Spitze des Fortschritts mitzumarschieren.

Vom Protestantismus als einem allgemeine Kultur prägendem Ferment kann schon seit geraumer Zeit nicht mehr die Rede sein. Der beträchtliche Preis, den der (von *Ernst Troeltsch* im Unterschied zum „Altprotestantismus“ des 16. und 17. Jahrhunderts so bezeichnete) „Neuprotestantismus“ für die Verschwisterung mit der Moderne zu entrichten hat, macht dem Protestantismus dafür noch heute zu schaffen: Dazu gehörte die einseitig ethische Akzentuierung von Religion ebenso wie die Individualisierung und Privatisierung des christlichen Lebensvollzugs und die damit verbundene Abschwächung des Kirchenbewußtseins.

Die Evangelikalen sind nicht mehrheitsfähig

Und wo sich heute im Zug des Übergangs zur „Postmoderne“ religiöse Sehnsüchte und Bedürfnisse verstärkt zu Wort melden, laufen sie kaum auf den Protestantismus zu: Schließlich gilt das Interesse vor allem archaischem religiösem Material, werden Mythen, archetypische Bilder, Märchen und Träume neu entdeckt. Soweit sich das religiöse Interesse überhaupt auf Christliches richtet, ist man am ehesten noch von katholischer Sinnlichkeit, Farbigkeit und Traditionsverbundenheit fasziniert, von Ritualen, Zeichen, Symbolen und ausdruckskräftigen Frömmigkeitsformen, wie sie sich im Katholizismus – wenn auch vielfach nur noch als Residuen – durchgehalten haben. Allgemeiner formuliert: Wer Unbehagen an der Säkularität unserer Lebensverhältnisse verspürt, wird sich kaum der Gestalt des Christentums zuwenden, die sich am intensivsten mit der Moderne eingelassen und sie mitgetragen hat, eben dem Protestantismus.

Allerdings gab es im Protestantismus seit dem 18. Jahrhundert immer auch Strömungen und Bewegungen, die sich direkt oder indirekt gegen eine zu bruchlose Verschwisterung von protestantischem Erbe mit säkularer Kultur wandten bzw. den mit dieser Verbindung entstandenen Defiziten begegnen wollten. Das gilt für die *Erweckungsbewegung* des 18. und 19. Jahrhunderts (die ihre

Wurzeln z. T. in der Reformbewegung des Pietismus hat) wie für die *evangelikale Bewegung*, die sich am stärksten im nordamerikanischen Protestantismus ausgebreitet hat. Im deutschen Gegenwartsprotestantismus bilden die aus der Erweckungsbewegung entstandenen und die evangelikalischen Gruppierungen eine gewichtige, nicht zu übersehende Strömung. Von dieser Seite fehlt es auch nicht an deutlichen Voten zu den protestantischen Identitätsproblemen: Die Zukunft gehört demnach nicht der Volkskirche mit ihrem verwirrend pluralen Erscheinungsbild und ihrer großen Bandbreite bei der Wahrnehmung der Kirchenmitgliedschaft, sondern einer Mission, die auf bewußte Glaubensentscheidung zielt.

Daß dieser Strang der protestantischen Tradition angesichts des immer schmerzlicher empfundenen Abwärtstrends an Plausibilität gewinnt, ist verständlich. Es sieht derzeit aber nicht danach aus, als ob der pietistisch-evangelikale Flügel (dessen einzelne Richtungen und Gruppen im übrigen nicht einfach über einen Kamm geschoren werden können) in absehbarer Zeit so stark an Boden gewinnen würde, daß er mit seinem Verständnis von Bekehrung, Gemeinde und Mission im deutschen Protestantismus bestimmend werden könnte. Das dürfte nicht zuletzt damit zusammenhängen, daß der Grundimpuls dieser Bewegungen zur Förderung persönlicher Glaubensentscheidung und zur missionarischen Aktivierung oft mit Ausdrucksformen und Begleiterscheinungen amalgamiert ist (etwa mit bestimmten Evangelisierungsstrategien oder mit einem einseitig negativen Bild der gegenwärtigen gesellschaftlichen und kirchlichen Wirklichkeit), die seiner breiteren Wirkung eher im Weg stehen.

Der Ausweg aus der gegenwärtigen protestantischen Verunsicherung kann aber auch nicht einfach in einem *direkten Rückgriff auf die reformatorischen Ursprünge* bestehen, der die grundlegenden Wandlungen und Verzweigungen des Protestantismus in den letzten zweihundert Jahren ausblendet. Die Bemühungen um die Confessio Augustana anlässlich ihres 450jährigen Jubiläums im Jahr 1980 haben deutlich gezeigt, wie fern den allermeisten Protestanten heute die reformatorischen Bekenntnistexte liegen und wie schwer sie als identitätsbildende Grundlagen neu anzueignen sind. Im übrigen ist es angesichts der ökumenischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte ja auch nicht so einfach zu bestimmen, wo denn das „reformatorische Proprium“ liegt bzw. wie sich die Einbindung der evangelischen Kirchen in den Gesamtstrom christlicher Tradition zu dem spezifisch reformatorischen Glaubens- und Kirchenverständnis verhält.

Paul Tillich hat seinerzeit auch Überlegungen darüber angestellt, was das protestantische Prinzip in der nachprotestantischen Ära bedeuten könnte bzw. welche Möglichkeiten dem Protestantismus noch übrigblieben. Er nennt als mögliche Entwicklungslinien die Umwandlung des Protestantismus durch Aufnahme „katholischer“ Elemente wie Ritus, Symbole, hierarchische Autorität; den Rückzug auf einen abgeschlossenen Eigenbezirk ohne Einfluß auf die Gesellschaft; die Bildung einer Gruppe

(einem Orden oder Bund vergleichbar), die das prophetisch-kritische Prinzip des Protestantismus zu ihrem Programm machen und damit gegenüber allen politischen und kirchlichen Institutionen einen eigenständigen Dienst ausüben würde.

Selbsterhaltung ist nicht das wichtigste

Im deutschen Gegenwartsprotestantismus sind derzeit – wenn auch teilweise modifiziert – alle drei von Tillich damals prognostizierten Entwicklungslinien anzutreffen: Es zeigt sich vielerorts eine größere Offenheit für eine weniger intellektualistische, sinnhaftere Gestaltung des Gottesdienstes (man denke an die Aufwertung des Abendmahls) und eine ausdrücklichere, in festen Formen gelebte Frömmigkeit. Es gibt Gruppen und Strömungen, die sich in der einen oder anderen Weise auf dem Rückzug in einen Eigenbezirk befinden, sei es in ein frommes Getto oder aber in die Nischen, die der säkularisierte Zeitgenosse Christentum und Kirche noch am ehesten zubilligt (Kasualien, Feste, diakonische Präsenz). Schließlich findet sich auch die Vorstellung, die Zukunft des Protestantismus liege am ehesten in der Bildung eines Netzes von Solidaritäts- und Aktionsgruppen, die sich aus dem Glauben heraus gesellschaftlicher Probleme annehmen.

Es steht zu erwarten, daß es bei diesem Neben- und teilweise auch Gegeneinander auf absehbare Zeit bleiben wird. Entscheidend dürfte dabei sein, daß die Prioritäten richtig gesehen und gesetzt werden: In unseren nachchristlichen Verhältnissen ist nicht primär protestantische (genausowenig wie katholische) *Profilierung* gefragt, ebensowenig darf die Sorge um die institutionelle *Selbsterhaltung* im Vordergrund stehen. Es muß vielmehr darum gehen, den christlichen Glauben als das Leben des einzelnen prägende, in Gruppen und Bewegungen gemeinsam praktizierte und in das gesellschaftliche Zusammenleben ausstrahlende Kraft zu erhalten und neu zu gewinnen. Auf diesem Hintergrund kann dann die Frage nach protestantischen (und katholischen) Defiziten und Chancen ohne Verkrampfungen gestellt werden.

An protestantischen Chancen fehlt es ja nicht, auch wenn sie derzeit nicht immer im wünschenswerten Umfang auch wahrgenommen werden: Der Protestantismus kann besonders gut ein Modell dafür liefern, daß Verbindlichkeit und Freiheit im christlichen Glauben zusammengehen können, ohne daß das eine zugunsten des anderen zurückgestellt werden müßte. Die protestantische Konzentration auf das Wesentliche und Entscheidende am Christentum, auf den „einzigsten Trost im Leben und im Sterben“ (Heidelberger Katechismus) ist ebenso für die gesamte Christenheit wichtig wie es die protestantischen Erfahrungen im Umgang mit der Moderne sind, in Anknüpfung wie in Widerspruch. Katholiken haben allen Grund, die weitere Entwicklung des Protestantismus aufmerksam zu beobachten. Sie haben aber keinen Grund, dies überheblich oder selbstgenügsam zu tun. *Ulrich Rub*